

## **Predigt zu Apg. 2, 1 – 13 „Das Pfingstwunder“**

**24.05.2021, Pfingstmontag, Ökumenischer Gottesdienst in der Basilika auf dem Petersberg, Pfr. Thomas Körner**

Friede sei mit Euch und Gnade von Gott, unserm Vater, und von Jesus Christus, unserm Bruder und Meister. Amen.

Liebe ökumenische Gemeinde,

heute, am Pfingstmontag, gedenken wir der Ausschüttung des Heiligen Geistes in der Jerusalemer Urgemeinde, der ersten christlichen Gemeinde. Und wir überlegen uns, was dies mit uns Heutigen zu tun haben könnte.

Bei dem Pfingstfest berufen wir uns auf eine Geschichte aus dem Anfang der Apostelgeschichte, aus dem zweiten Kapitel.

Und diese Geschichte klingt wirklich wie ein Wunder:

Die ganze Urgemeinde, Männer und Frauen, diese kleine Gemeinde, waren an einem Ort beieinander, nachdem ihr Meister Jesus gestorben war.

Sicherlich haben sie da Vieles miteinander besprochen.

Als dann ein Brausen vom Himmel kam, wie ein gewaltiger Sturm, erschienen ihnen Feuerzungen und setzten sich auf ihre Häupter.

Und sie begannen, beseelt durch und erfüllt vom Heiligen Geist, in allerlei Sprachen zu predigen.

Das ist wirklich eine schöne Geschichte, der morgenländischen Fabulierkunst geschuldet. Mit märchenhaften Zügen wird hier eine religiöse Wahrheit überliefert, die etwas zu erklären sucht.

In damaliger Zeit, vor 2000 Jahren, war es gar nicht so unüblich, glaubensmäßige Erkenntnisse mit solch schillernden Episoden zu untermauern. So heißt es auch an einer Stelle im Talmud, der jüdischen Auslegungstradition, die bis ins erste Jahrhundert zurückreicht: Als die Rabbiner über der Heiligen Schrift saßen und einen Bibelvers auszulegen versuchten, erschienen über ihren Häuptern kleine Flämmchen. Sie verglichen den einen Vers mit anderen Versen der Heiligen Schrift und stellten Zusammenhänge her.

Je mehr Zusammenhänge einer der Rabbinen herstellte, desto mehr Flämmchen erschienen über seinem Haupt.

Das stelle ich mir recht lustig vor. Kleine Flämmchen über dem Haupt.

Will sagen: Sie waren erfüllt von Gottes Geist und hatten etwas begriffen. Sie hatten etwas begriffen von Gottes Willen, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt ist und wie sie es in ihrem zeitlichen Kontext geborgen haben.

Sie hatten etwas vom Leben begriffen, grundsätzlich, etwas, wonach man sich im Leben richten konnte. Auch in Krisen und Anfechtungen.

Die erste christliche Gemeinde, die so vom Heiligen Geist ergriffen wurde, musste auch etwas begriffen haben. Etwas Grundsätzliches.

Das wird hier nicht einfach gesagt. Leider. Aber es schwingt in der Geschichte mit.

Sie waren alle beieinander. An einem Ort sogar. Es gab einen Treffpunkt für alle. Fast wie eine Kirche wie hier!

Sie trafen sich, sie tauschten sich aus. Sie diskutierten. Sie beteten miteinander. Sie sangen Lieder miteinander. Sie teilten ihr Essen miteinander, wie es an anderer Stelle der Apostelgeschichte heißt.

Da kann es schon passieren, dass sie ein Aha-Erlebnis verspürten, dass Gottes Wille besagt, in dieser Gemeinschaft zu bleiben – wir würden heute sagen, sich in dieser Gemeinschaft gut zu vernetzen -, sich nicht zu trennen, sondern sich zu erinnern, was ihr Meister Jesus ihnen an Menschenliebe vorgelebt hat.

Da konnte es passieren, dass sie sich vom Heiligen Geist erfüllt fühlten und im Antlitz des anderen wirklich die Schwester und den Bruder erkannten.

So waren sie beieinander, ohne Mangel, - sie hatten ja sich und teilten miteinander.

Und sie wünschten sich, dass dies so bliebe, dafür engagierten sie sich, dafür glühten sie förmlich, heute würde man vielleicht sagen: dafür brannten sie, und vielleicht hofften sie, dass dies alles noch intensiver würde.

Darüber hinaus brauchten sie nichts weiter für sich selber.

Und doch passierte etwas, was sie nicht erwartet hatten, was sie aber innerlich nur noch bereicherte:

Ihre glaubensmäßige Gemeinschaft entwickelte solch eine Strahlkraft, dass es andere Menschen in ihren Bann zog.

Vertreter verschiedenster Völker, die in Jerusalem weilten, hörten diese Urgemeinde in allen möglichen Sprachen predigen. Auch dieser märchenhafte Zug unserer Geschichte mag der morgenländischen Fabulierkunst geschuldet sein.

Eine erzählerische Steigerung des Wunderhaften, die vom Erzähler noch zusätzlich gesteigert wurde, indem er sie gleich wieder auf den Boden holte: Am Schluss heißt es von einigen, die dies beobachteten: Sie sind voll des süßen Weins.

Will sagen: Die waren doch betrunken in ihrem Predigen. Heute würde man vielleicht sagen: Die waren doch bekifft!

Das müssen wir uns natürlich übersetzen. Ich habe dies angedeutet, indem ich meinte, sie hätten eine wunderbare Strahlkraft entwickelt, die Menschen außerhalb ihrer Gemeinde anzog und einlud, an ihrer Gemeinschaft teilzunehmen.

Liebe Gemeinde,  
was kann dies für uns – mit unserer Mund-Nasen-Maske - bedeuten, wenn wir von dieser Urgemeinde hören, ihrem Erfüllt-sein, das sie drängte, davon zu erzählen?

Wir leben zurzeit in einem enormen Mangel, das unterscheidet uns gerade von dieser berichteten Gemeinschaft.

Uns mangelt es an direkter und freier Begegnung, an Händeschütteln, an Umarmungen, an vertrauensvoller Begegnung ohne Angst und Sorge.

Uns mangelt es an früherer Normalität; uns mangelt es hier an der uns verbindenden Agabefeier, an fröhlichem Beisammensein nach dem Gottesdienst, - einer früheren, vermeintlich unbegrenzten Sorglosigkeit.

Darunter leiden wir alle, die einen mehr, die anderen weniger; und wir alle versuchen, mit unseren Mund-Nasen-Masken zurecht zu kommen. Wir wollen uns mit diesem Virus nicht anstecken, und wir wollen auch andere nicht anstecken.

„Wünsche wachsen nicht auf Bäumen“, sagte mir gestern eine Freundin. Ja, das schon, aber wir alle tragen diese Wünsche nach Lebendigkeit, nach Sorglosigkeit, nach Normalität, nach menschlicher Nähe in uns. Und wir sehnen uns danach.

Manche Jugendliche halten dies nur schwer aus, diese soziale Distanzierung. „Scheiß auf Corona!“ – sagen manche und treffen sich vordergründig sorglos, umarmen einander und feiern.

Auch wenn dies unverantwortlich erscheint, macht es doch diesen unbändigen Lebenswillen deutlich, dass sie ihre Lebendigkeit ausleben wollen, wie wir alle das doch wollen.

In dieser Sorge um eine Ansteckung sind wir alle irgendwie „gedämpft“. Ich habe das für mich mal als „bleierne Zeit“ benannt. Das hat etwas Depressives, zumindest Deprimiertes, an sich.

Und das empfinde ich momentan als eine Gefahr, in die wir alle hineinzustolpern drohen.

Was braucht es da, um dem vorzubeugen?

1. Nun, als erstes heißt es, dass wir diese Situation im Großen und Ganzen erstmal so aushalten müssen. Dass wir uns auch hier in der Kirche als Vorsichtsmaßnahme nur mit solchen Masken treffen.
2. Und es braucht – das ist eben noch wichtiger! – ein ständiges Bedenken, wie wir unsere soziale Distanzierung wieder aufweichen können. Was an Begegnung – wenn auch im kleineren Rahmen – wieder möglich ist, und dies dann zu nutzen, daraus einen seelischen Gewinn zu ziehen und unsere Lebensfreude dadurch zu stärken.  
Ich denke, Sie tun dies und nutzen einzelne Begegnungen und Telefonate.
3. Dabei zu spüren, wie es einem „das Herz wärmt“, wie es einfach guttut, ich könnte jetzt märchenhaft fabulieren, dass Ihnen immer dann kleine Flämmchen auf Ihrem Haupt züngeln, will sagen, dass Sie etwas Grundsätzliches begriffen haben:  
Wir leben von menschlicher Zuwendung. Dass wir etwas empfangen und dass wir etwas geben.  
Beides ist unendlich wertvoll, das Nehmen und das Geben.
4. Vielleicht schließt sich jetzt auch wieder der Kreis.

Die Urgemeinde der Apostelgeschichte hat die Menschenliebe von Jesus gelebt und in einem Miteinanderteilen praktiziert, in einem ständigen Nehmen und Geben.

Ganz ähnlich verhalten wir uns, wenn wir der Sehnsucht nach menschlicher Nähe und Zuwendung langsam, vorsichtig und beständig Raum geben und ein Miteinanderteilen ermöglichen.

Amen.

Der Friede Gottes, der höher ist als all unsre Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.